

Halle'sche Zeitung.

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Redaktion und Expedition: Halle, Leipzigerstraße 87.

Halle a. S., Montag 13. Juli 1896.

Preis: 1 Mark 20 Pfennig. Berlin SW, Bernburgerstraße 3.

Deutsches Reich.

* Die Kaiserin traf am Sonnabend Nachmittag mit dem Kronprinzen, dem Prinzen Eitel Friedrich, Albrecht, Joachim und der Prinzessin Luise Viktoria auf Schloss Wilhelmshöhe bei Kassel zu mehrtägigem Aufenthalt ein.

* Am Sonnabend überdrückte der General der Infanterie v. Winterfeld dem König von Sachsen in Schloss Altmühl die Glückwünsche des Kaisers zum 25jährigen Jubiläum des Königs als Generaloberstleutnant.

* Ueber die vierteljährliche Besetzung der Marine-Verbindungen wird schon seit im vergangenen Jahre gemacht. Diefen übertriebenen Darstellungen tritt die 'A. S. C.' entgegen: 'Die Zeit. Hg. gefällt sich darin, das feuergehende Publikum wieder einmal mit 'verlorenen Plänen' zu fesseln, indem sie die Marineverwaltung auf eine 'Baugesamtheit' von vier Millionen Mark 'gerichtet' hat.

an Stelle des nunmehrigen Handelsministers Bredel, soll der Ministerialdirektor Beck werden.

* Bei der Reichstagswahl in Westfalen (Weichsel) mit einer Mehrheit von 187 Stimmen gegen 4, Carl Janowski (Folk) gewählt worden.

* Wie verlautet, ist in Preußen die Befehlshaber-Aufhebung für sämtliche mittleren und höheren Beamten, einschließlich der Vortragenden Räte der Ministerien, in Aussicht genommen.

* Mit Recht wird in der Presse daran erinnert, daß die jetzt geplante Gehaltsaufhebung keine neue in sich geschlossene Maßregel, sondern die Fortsetzung und der Wiederspruch der 1890 zunächst bei den Unterbeamten begonnenen Erhöhung der Beamtenegehälter bilden soll.

Affektionsparagrafen als einen schrecklichen Eingriff in die Unabhängigkeit unfreier Vorkämpfer hinguellen nicht müde wurden, überläßt jetzt eine wahre Gänsehaut bei dem Gedanken, der vom Reichsgericht zur Entscheidung in ein anderes Amt mit gleichem Range verurtheilt, Reichsminister von Schöller demnach preussischer Richter werden.

* Eine Reform des Konfultatswesens wird jetzt zur verhängnisvollen Wiederholung in Anregung gebracht. Auf der einen Seite wünscht man aus begründlichen Gründen eine Vermehrung der Berufsconsulate und eine strengere Brückenfassung der Consulate in den größeren fremden Staaten.

* Unterstaatssekretär im Ministerium der öffentlichen Arbeiten

An der Geburtsstätte des Turnvaters Jahn.

Eine märkische Turnfahrt.

Viele bedeutende Männer theilen das Geschick, daß ihr Geburtsort von den Meisten gekannt, daß er abergehört von allem Weltverkehr, in trauriger Vergessenheit bleibt. Auch die Friedrich Ludwig Jahn, der unsterbliche in der vorklassischen Zeit des deutschen Nation gekämpft, trifft das zu.

am 11. August 1778 das Licht der Welt erblickte. Im Jahre 1852 brannte das alte Predigerhaus vollständig nieder und an seiner Stelle steht ein freundliches Wohnhaus und blüthenreicher Garten, in welchem der jetzige Seeliger von Jahn, auch ein warmer Verehrer Jahn's und seiner Lehren, sein Heim gefunden hat.

Aber geradelt über das kleine, einfache Gotteshaus bewahrt noch eine Erinnerung an Jahn's Kindheit, deren er selbst an einer Stelle in seinen 'Werken' Erwähnung thut. Das ist der Lebensort in Holz, geistreich und heilig, dem Jahn, welcher im Schutze der Kirche von der Erde herabhängt, nur wenige Kirchen der Mark kennen sich meines Wissens eines derartigen Bildwerkes rühmen.

den alten Kirchenbüchern Jahre hindurch immer wiederkehrte Rings um das Kirchlein die Gräber der Verstorbenen, so niedriger Steinmauer umgeben, von hohen Graspalmen über wuchert — auch hier kein Kreuz, kein Stein, der uns der Namen Jahn lehret; sie ruhen alle anderswo, die Träger des geehrten Namens, und hohe Zeit war's, daß Jahn ein neues Erinnerungsmal erhielt, um den Jüngern des Turnvaters zur Mahnung zu dienen.

den beständigen Geburtsort Jahn's mit einem Denkmal zu zieren. Zwar schon vor mehr als 30 Jahren hatten begüterte Jahn's Anhänger seiner Lehren aus der Provinz ein einfaches Denkmal dem Andenken Jahn's gewidmet. Aber bis jetzt ging nicht spurlos an ihm vorüber, es wurde so baulich und ungeschön, daß es dem Ort nicht mehr zur Ehre, den deutschen Turnern nicht mehr zur Ehre gereichte.

Um hat Jahn eine würdige Erinnerung an seinen großen Sohn erhalten. Von einem felsartigen Sockel, auf dem ein hoher Delbalk, mit einer Kugel gekrönt, sich erhebt, bildet das lebenswahre Bronzebild des Geehrten herab. Ernst sind seine Züge, wie es der Mann gewesen, der der deutschen Jugend in schwerer Zeit vorangeht, aber doch mild und freundlich ist der Ausdruck, den der Beschauer von diesem melagelnden Bilde empfängt.

Recht wird kein Fremder mehr durch Jahn'schreiben oder in der Nähe vorüberziehen, ohne dem Jahndenkmal einen Besuch abzustatten.



(Nachdruck verboten.)

Auf Grünweide.

Roman v. H. Palmé-Bayſen.

Weißt Du, wo Du ſtille Blüten,
ſtille Freuden ſuchen mußt?
Such' ſie nicht im Weltgetriebe,
ſuch' ſie in der eig'nen Bruſt!
Heinrich Heiſe.

I.

Auf erhöhtem Terrain, von fruchtbaren Wiefen und Feldern umgeben, die aber jetzt zur Winterszeit nur weite, weiße Flächen zeigen, erhebt ſich ein ſtaatlches Herrenhaus von mattgrauer Farbe, einſtöckig, maſſiv und ſolide gebaut, wie es die Wohnhäuſer der holſteinischen Güter zu ſein pflegen. Von der chausſirten Landſtraße ab führt eine kurze, breite Kaſtanien-Allee auf den geräumigen, von Wirthſchaftsgebäuden und Stallungen eingeſchloſſenen Hof. Seitwärts dehnen ſich weite, baumreiche Gärten aus, nicht mit dem Wohnhauſe verbunden, deſſen niedriges Parterre nach der Front nur eine breite, in warmer Jahreszeit aber ſchattige und blumenduftige Gartenterraffe hat, die von der Landſtraße durch ein niedriges Wiefenthal getrennt iſt.

Eigenthümlich hebt ſich von dieſen Bauten der Neuzeit die Ruine eines mit Moos und Epheu dichtumrankten, halb zerfallenen Thurmes ab. In grauer Vorzeit, als noch die Wägrier in urwäldlicher Umgebung hier ihr Weſen trieben, ſoll dort ein Raubſchloß geſtanden haben, um das die Mythe geheimnißvoll ihr Gewebe ſpann und das durch die einzige anſchauliche Erinnerung, dieſes alten, verwitterten Thurmes, erhalten wurde.

Das letzte Jahrzehnt hatte indeſſen ſeiner Romantik Abbruch gethan. Die etwa dreißig Fuß hohe, am Eingang des Gartens ſtehende Ruine war ausgebaut, und zum Bewohnen eingerichted worden. Was ſich an Epheu und Moos in tauſendjähriger Umarmung feſt, ſcheinbar undurchbringlich über die Scharten hinweggeſchlungen, mußte der ſtarken Menſchenhand weichen, um Licht und Luft einſtrömen zu laſſen durch die unregelmäßig vertheilten Einſchnitte. Fenſterglas und Muſſelin füllen nunmehr die erweiterte Oeffnung aus und drinnen führt eine gewundene Treppe zu den bewohnten Räumen und der abgeplatteten Höhe des Thurmes, von der man gefahrlos, über die zackigen, ausgeſperrten Kanten hinweg, auf eine fruchtbare Gegend hinabſchaut. Zur Sommerzeit ſieht dort der Blick Holſteins wogende Kornfelder, ſeine ſaftigen Wiefen, das rauſchende Gewäſſer klarer Bäche, Waldſtreden von Tannen und Buchen. — Aber jetzt iſt's Winter. Eine weißgraue Himmelsdecke breitet ſich über die Landſchaft, die Luſt iſt weich und windſtill, leiſe und ſtill fallen die Schneeflocken nieder.

Es iſt Sonntag-Nachmittag.

Durch die Kaſtanien-Allee gleitet ein Schlitten, ſeine Glocken tönen hell und oben an einem der Thurmfenſter erſcheint auf Sekunden das Antliß eines Mannes mit wirren, grauen Haaren und großen, ſonderbar blickenden Augen. Er wendet ſich ſchnell in's Thurmgemach zurück und ſagt mit flüſternder, geheimnißvoller Stimme zu einem alten Diener, der am Ofen beſchäftigt iſt:

„Chriſtian, eine Dame und wie mir ſcheint eine ſehr junge Dame — ſollte ſie es ſein, Chriſtian? — Du verſtehſt mich doch — ſie — ſie —“

Der Alte fährt erſchreckt auf und blickt prüfend ſeinen Herrn an.

„Aber es iſt ja Winter, Herr Doktor,“ ſagt er ſchnell geſagt, „die Wäſſer ſind gefroren und Schnee liegt noch darüber und

bis das Alles zeronnen und zerſchmolzen iſt — Herr Doktor wüñſchten ja vorher das Wert über Alchimie beendet zu haben.“

Die großen, irren Augen des Thurbewohners leuchten eigenthümlich auf. Er deutet mit der krankhaft weißen Hand auf eine Anzahl beſchriebener Blätter, welche auf dem Schreibtisch liegen, von dem er ſich erhoben, und ſagt in demſelben wichtigen, flüſternden Ton von vornhin:

„Du haſt Recht, Chriſtian, erſt muß mir die Arbeit aus dem Kopfe und der Winter zu Ende ſein, aber dann, Chriſtian, dann, wenn es grün und hell draußen iſt, — ſo hell, daß ich auf den Grund des Waſſers ſehen kann, — dann wird ſie kommen, wie ich ſie ſah, ehe mich die Wellen des Mittelmeeres verſchlungen, mit langem, braunem Haar und Augen, ſo glänzend wie Meeresperlen — wir gehen miteinander längſt des Bades, weiter und weiter, bis das Meer kommt, — ah, ich höre es rauſchen und rollen und ich ſehe die ſchaumköpfigen Wellen, und wie wir miteinander hineintauchen und die ſchlangenweiſchen Arme der Waſſerjungfrau uns umfaſſen und wie der Meeresgott ſie mir eintaucht für das fremde Mädchen und dann — und dann, Chriſtian,“ — der Irre ſchlug plötzlich ein Gelächter auf, — „dann wirſt Du auch ein glücklicher Kerl,“ — der alte Diener war blaß geworden. Er trat an den Schreibtisch heran und ſagte ſcheinbar gleichgültig:

„Ja, wir werden Beide glücklich werden, Herr Doktor, glücklich und auch reich, wenn Ihre Arbeit hier fertig iſt. Ich ſehe, Sie haben heute fleißig geſchrieben, wie wäre es, wenn Sie das Alles nochmals durchleſen vor der Nachtruhe? Soll ich Licht anzünden? Die Wintertage ſind ſo kurz.“ Ohne auf Antwort zu warten, holte er eine Lampe herbei und erbeſtete das kleine, mit Büchern und allerlei ſeltſam ausſehenden Gefäßen angefüllte Gemach.

Der Irre folgte mit zerſtreuten Blicken ſchweigend ſeinen Bewegungen. Als der Lampenſchein hell auf die beſchriebenen Quartbogen fiel, welche der Diener zu ordnen begann, ſchwand allmählich die nervöſe Spannung aus ſeinen Zügen. Die hagere, aber ſehnig ſtarke Geſtalt ließ ſich auf den Stuhl vor dem Schreibtisch nieder, ein tiefer Athemzug hob die breite Bruſt des Unglücklichen, deſſen kränkliches Antliß mit dem grauen Haarwuchs eher einem Greiſe anzugehören ſchien, als dieſem vierzigjährigen Manne.

Langſam wichen die Viſionen des zerſtörten Geiſtes, die großen, blauen Augen blickten ſaſt kindlich-gutmüthig den alten, treuen Diener an, dann ſenkten ſie ſich auf das Papier und blieben darauf haften, bis die Nacht hereinbrach.

II.

Dem Schlitten war eine Dame entſtiegen. Als dieſelbe in das mit ſtädtiſchem Komfort behaglich ausgeſtattete Wohngemach des Hauſes trat, wurde ſie dort von zwei alten Damen — den Tanten des Gutsherrn Keimer Hartmann auf Grünweide — mit großer Herzlichkeit empfangen.

„Ein guter Stern führt Sie uns heute zu,“ ſagte Fräulein Sophie, die ältere, eine kleine, forpulente Dame mit ſchneeweißem Haar und heiteren Augen. „Wir haben einen Brief empfangen, der uns durch ſeine Mittheilung in einige Aufregung verſetzt. Denken Sie, das Mündel unſeres Neffen wird uns ganz plötzlich auf unbeſtimmte Zeit zum Beſuch angemeldet!“

„Ein junges, neunzehnjähriges Mädchen hierher in dieſe Landeinſamkeit, zu uns alten Leuten,“ ergänzte die Schweſter, eine hagere Dame mit ſehr gerader Haltung, deren weiße, wohlgepflegte Hände in filirten Halbhandſchuhen das Strickzeug eifrig bewegten.

Die Angekommene ſetzte ſich zu ihr auf's Sopha, nachdem ſie ihre Mantelbekleidung abgelegt. Das Lampenlicht fiel voll und

hell auf eine hübsche, blühende, üppig gebaute Frau mit rosigem Gesichte und blaugrauen, großen Augen, über denen eine weiße Stirn leuchtete. Doch war der Ausdruck derselben gar zu unruhig, forschend, um nur Klugheit und Lebhaftigkeit zu verrathen, und auch das Lächeln, das jedesmal die weißen, regelmäßigen Zähne des etwas großen, aber wohlgeformten Mundes hervorleuchten ließ, erschien beim Niederkommen doch zu häufig, um auf Natürlichkeit Anspruch machen zu können. Gleichviel, für den oberflächlichen Beschauer war die schöne Frauengestalt in der elegant geschmackvollen Toilette, mit dem blond des flechtensumrahmten Kopfes, eine Erscheinung wohlgefälliger anziehender Art. Der erfahrenste Psychologe konnte von dem heiter lächelnden Antlitz, von der glatten, von keiner Linie des Alters und des Kummers getrübteten Stirn nicht anders, als ein heiteres Lebensgeschick ableiten, obgleich das letzte Jahrzehnt dieser dreißigjährigen Frau eine Kette herbster ehelicher Erfahrungen bildete, die erst durch den vor wenigen Jahren erfolgten Tod des Landraths Kindes, ihres Gatten, einen Abschluß gefunden. Frau Hermine war die Tochter eines benachbarten Gutsbesizers, eine sehr oft und gerne gesehene junge Freundin der beiden alten Damen, deren besondere Zuneigung und vollstes Vertrauen sie sich zu erwerben gewußt, wovon ihr auch heute wieder durch die gleich bei ihrem Eintritt angeregte Sache ein Beweis gegeben wurde. Sie richtete ihr vollstes Interesse darauf.

„Über dieser Besuch“, sagte sie lebhaft, „ist doch keine unangenehme, sondern eine sehr erfreuliche Abwechslung in dem ewigen Einerlei winterlicher Einsamkeit.“

„Eine angenehme Abwechslung“, wiederholte Annette, „von Ihrem Standpunkt aus gesehen, allerdings, liebe Frau, Sie sind jung, lieben Leben und Bewegung um sich herum, wir nicht, uns würden Gewohnheiten gestört.“

„Daran habe ich nicht gedacht“, unterbrach Sophie die Schwester, „ich fürchte, daß sich die lebenslustige Marietta Tonelli unbehaglich bei uns Alten fühlen, sich langweilen wird, vielleicht gar wird sie kopfhängerisch, schwermüthig, da ihr Kommen einen besondern Beweggrund hat.“

„Erlauben Sie eine Frage“, bat Hermine, „war Marietta's Vater nicht ein älterer Freund Ihres unglücklichen Neffen Gottfried, ein Archäologe und zur Zeit, als sich Beide im Süden kennen lernten, Direktor eines italienischen Museums?“

„Ja ja, und er war es, der uns den armen Gottfried nach mehrjähriger Trennung wieder zuführte, ach, so verändert, so schrecklich verändert.“

„Warum so entsefliche Erinnerungen erwecken“, unterbrach Annette unruhig die Schwester. „Es genügt ja, wenn mir Frau Hermine erzählen, daß Tonelli, der eine Nordländerin geheirathet, den Süden verließ und sich unsere nächstliegende Eisenbahnstation N. zum Wohnsitz erwählte. So wurden auch wir mit ihm bekannt und Keimer sein junger Freund. Nach dem Tode der Eltern übernahm derselbe dann auch die Vormundschaft über das einzige, damals neunjährige Kind, verwaltete das Vermögen und brachte die Kleine in Pension, denn wir alten Leute konnten doch unmöglich die Erziehung übernehmen.“

„Ach wie gern hätte ich mich derselben unterzogen, aber Du lehntest Dich ja energisch dagegen auf, Annette, und Keimer hielt es für besser, daß die Waise unter Kindern großwuchs. So kam sie von einer Pension in die andere, ohne irgendwo eine Heimath zu finden.“

„Durch eigene Schuld“, eiferte Annette. „Keimer mochte das verzogene, eigenwillige, eitle Kind dauernd um sich haben. Mein Gott, diese Klagen! Keimer ist ja bis heutigen Tages nicht aus der Korrespondenz herausgekommen.“

„Nun, man mag auch genug an der Erziehung gefehlt haben“, vertheidigte Sophie, „was kann das Kind dafür, wenn es Keimer verstanden hat, die in seiner Natur liegenden Reime zum Guten zu wecken, deren Emporstreben sicher nicht angeborene, auch anerzogene Fehler verhindert haben. Sie soll schön sein, eine so frische Lebendigkeit besitzen.“

„Verzeihe“, unterbrach Annette sie, „hier die Frau Professorin“, sie deutete auf einen Brief, der auf dem Tische lag, „nennt diese Lebendigkeit einen überprüdelnden Uebermuth, der oftmals die Schranken, welche Erziehung und Form einer jungen Dame setzen, rücksichtslos durchbricht. — Und jetzt, wo sie erwachsen und in die Gesellschaft eingeführt ist, in welcher sie durch ihre Schönheit Ansehen erregt, entspinnt sich zwischen ihr und einem leichtlebigen, verschuldeten Kavallerie-Offizier sofort ein Liebesverhältnis.“

„Ach, das der Grund des plötzlichen Besuches?“ fragte die Landrätthin.

„Wie Du übertreibst, Annette“, sprach Sophie ärgerlich. „Die Professorin betont ausdrücklich, daß ihr Marietta's Empfindungen unbekannt sind, sie wäre karg in ihrem Verhalten, die Absichten des Herrn von Heilwitz dagegen nicht zu verkennen. Eine Verbindung möchte sie als ein Unglück bezeichnen. Zwei so gleichartige Naturen, leichtlebig, oberflächlich, würden sich in der Ehe wie feindliche Pole abstoßen. Vielleicht wäre im Keim schmerzlos zu erstickt, was späterhin nur unter Kämpfen geschehen könne; deshalb hält sie eine schleunige Entfernung, einen dauernden Besuch bei uns für das Rathsamste.“

„Können Sie sich meinen Neffen als Mädchenerzieher denken?“ spötkelte Fräulein Annette.

Die Landrätthin lächelte, aber etwas gezwungen. „Das wird ja auch nicht verlangt, Sie und Fräulein Sophie bringen das allein fertig.“

„Um Gotteswillen, mich bitte ich davon auszuschließen, mein sensibler Kopf verträgt keine Nervenauflregung“, rief Annette erregt.

„Wenn sie sich hier nur zufrieden fühlt“, entgegnete Sophie, „so soll mich ihr Besuch freuen.“

„Unbegreiflich. Sie wird mit ihrem überprüdelnden Uebermuth hier Alles auf den Kopf stellen.“

„Im Gegentheil, die langen Winterabende werden gekürzt, was wird sie nicht Alles von den glänzenden Soirées und Bällen der Großstadt zu erzählen wissen.“

„Man ist auch einmal jung gewesen, man weiß und kennt das selbst“, erwiderte Annette, und vor ihrem Geist stiegen Bilder der Jugend auf, auch eine unglückliche Herzenseigung, die zu ihrem strengen egoistischen Charakter noch Bitterkeit gefell.

„Ich denke“, fuhr sie aufsteigend fort, „mit Entsetzen an das Verhältniß zwischen ihr, meinem Philo und der sanften Miez.“

„Ich dagegen, wie sich der ernste, abgeschlossene Keimer zu ihr stellen wird.“

In Herminens Augen leuchtete plötzlich ein unruhiger Glanz. „Sie sollten den Besuch ablehnen, die junge Dame anderswo unterbringen“, warf sie scheinbar gleichgültig hin.

„Sie kennen ja meinen Neffen“, antwortete Annette, „der duldet keine Einmischung in seine Angelegenheiten. Und Marietta wird sich wundern, sie kennt ihren Vormund nur aus Kindheitstagen, hernach nur aus Briefen. Er ist hart, unbuldsam, ungelent mit Frauen, um die er sich nie bekümmert, behaftet mit allen Untugenden eines verstockten Junggesellen, der im Leben nichts Anderes gethan, als sein Land bestellt, gesagt, geritten und gezeigt hat.“

„Oh, oh“, lächelte die junge Frau, „Sie lassen an meinem Freunde kein gutes Haar. Was Sie für Fehler halten, nenne ich Geradheit, männliche Energie.“

Tante Sophie warf der Schwester einen vielsagenden Blick zu, hülfelte ein wenig und sagte zustimmend:

„Das ist auch meine Ansicht und von „verstocktem Junggesellenthum“ kann man bei seinen vierzig Jahren auch noch nicht reden. Mein Gott, wie würde ich mich freuen, wenn hier noch einmal eine junge Frau waltete und ich meine Strümpfe und Schäßchen, anstatt für Vereine, für eine jüngere Generation der Hartmann's stricken könnte!“

„Und ich würde endlich von meinem Klosterplatz Gebrauch machen, den ich aus Rücksicht zu Dir nicht beansprucht, da Du nun einmal Keimer nicht so einsam zurücklassen willst.“

Die junge Frau sagte nichts. Spielend glitten ihre weichen Finger an der Uhrkette auf und nieder und als Fräulein Annette ihre Stricknadel und einige Maschen fallen ließ, bückte sie sich dienstfertig und verbesserte das Versehen. (Fortf. f.)

(Nachdruck verboten.)

Joseph Arthur Graf v. Gobineau.

Von Dr. Gustav Wittmer (Altmorichen).*)

Die politische Spannung, die seit dem Jahre 1870 zwischen uns und unseren westlichen Nachbarn herrscht, hat ohne Zweifel

*) Nachdem Gobineau jahrzehntlang in Deutschland so gut wie unbekannt war, macht sich in neuester Zeit eine starke Bewegung geltend, seinen großen, wissenschaftlichen Verdiensten gerecht zu werden, zumal es jetzt feststeht, daß ein guter Theil der Forschungen Darwins auf denen Gobineaus beruhen. Von seinen Werken liegen seit Kurzem die „Asiatischen Novellen“ und „Die Renaissance“ in mühevolligen Uebersetzungen von Prof. Ludwig Schemann (Montreux) in Mellans Universalbibliothek vor. Von demselben Bearbeiter wird im gleichen Verlage demnächst auch sein Haupt- und Lebenswerk, das „Racenbuch“ erscheinen. D. Red.



auch auf den geistigen Verkehr zwischen beiden Völkern einwirkte. Zwar der Roman und die leichtere französische Bühnenware finden nach wie vor immer bereitwillige Aufnahme bei uns; in Bezug auf gegenseitige Würdigung ernsterer Geistesprodukte bleibt hier wie dort noch viel zu thun und zu wünschen übrig. So ist es denn gekommen, daß auch die Werke eines Gobineau bei uns fast unbekannt geblieben sind, obwohl sie auf dem Gebiet der Ethnographie und Kulturgeschichte als wahrhaft bahnbrechend bezeichnet werden müssen und die poetischen Arbeiten des Verfassers, sein „Amadis“ und seine „Renaissance“, mit zu dem Besten zählen, was seit langer Zeit diesseits und jenseits des Rheines geschaffen worden ist. Allerdings war Gobineau bei seinen eigenen Landsleuten fast der Vergessenheit anheim gefallen, hauptsächlich in Folge des Umstandes, daß er unter dem Kaiserreich lange Jahre als Gesandter im Auslande und danach durch die Wandlungen der Geschichte seines Vaterlandes im Jahre 1870 auch in seinen persönlichen Verhältnissen schwer betroffen wurde.

Es ist das Verdienst Richard Wagners, der Gobineau in Rom kennen lernte und danach während seiner letzten Lebensjahre in inniger Freundschaft mit ihm verbunden blieb, diesen seltenen Geist zuerst in Deutschland eingeführt zu haben, als Gelehrten wie als Dichter, wie das auch weiterhin durch die auf ihn bezüglichen Publikationen der „Bayreuther Blätter“ geschah. In Folge davon hatte sich in neuerer Zeit eine aus Franzosen und Deutschen bestehende Vereinigung gebildet, zu dem Zweck, die Werke Gobineaus hier wie dort bekannt zu machen und zunächst eine deutsche Ausgabe des gelehrten Hauptwerkes „Essai sur l'inégalité des races humaines“ (Paris 1853—55, 2. Aufl. 1884) vorzubereiten. An der Spitze derselben stehen der deutsche Botschafter Philipp Graf zu Eulenburg in Wien, Hans Freiherr v. Wolzogen in Bayreuth und Prof. Schemann in Montreux. In seinem Memorandum über das Projekt einer deutschen Bearbeitung des oben genannten Werkes sagt der Letztere: „Wenn irgendwo an Gobineau schmachvoll geübelt worden ist, so ist es an diesem Hauptwerke seines Lebens gewesen. Es gehört durchaus zu den todtschwierigen — insbesondere wird so leicht keiner der Vertreter der anthropologischen oder gar der historischen Fächer an unseren deutschen Hochschulen es kennen oder doch kennen wollen —, was indessen nicht verhindert hat, daß Dinge vorgegangen sind, die der vornehm-bescheidene Franzose selbst nicht umhin konnte, recht deutlich bei Namen zu nennen.“ Gobineau selbst hat nämlich bitter Beschwerde darüber geführt, daß namhafte Verfasser von Werken sich nicht entblödet haben, nicht nur die grundlegenden Gedanken, sondern ganze Parthien seines Werkes ohne Quellenangabe zu entlehnen.

Wenn Gobineau bei Betrachtung der Entwicklungsgeschichte der Menschheit vor Allem auf die natürlichen Bedingungen und Beziehungen Rücksicht nimmt, so erscheint das heute gegenüber den neueren Forschungen auf anthropologischem und ethnologischem Gebiet kaum noch als ein besonderes Verdienst; wenn wir uns aber daran erinnern, daß sein Hauptwerk bereits im Jahre 1853 erschien, also lange vor Darwin, so erscheint die Sache doch in etwas anderem Licht.

„Gobineau zuerst“ — so heißt es in dem schon erwähnten Memorandum, — „hat methodisch gelehrt und bewiesen, daß die Völker vor Allem einen leiblichen Organismus darstellen und daß jede Erhebung und jeder Sturz einer Zivilisation, daß jedes moralische und geistige Moment in der Weltgeschichte auf jenes Leibliche (Race) zurückzuführen ist.“ Er sah in der Weltgeschichte die Racengeschichte und er erkannte in der Mischung der Rassen den eigentlichen physiologischen Hauptprozeß jener und das ausschlaggebende Moment für den Bestand und das Vorgehen der Völker. Dabei konnte er sich aber der Einsicht nicht verschließen, daß die ebleren Rassen zwar zeitweilig die niederen beherrschen, endlich aber durch die fortgesetzten Mischungen mit diesen ihrer Degeneration entgegengehen. Zeigt sich also Gobineau in dieser Richtung als Bestimmter und zwar auf Grund der Thatsachen der Natur sowohl, wie der wissenschaftlichen Forschung, so stand andererseits um so leuchtender vor seiner Seele das Ideal der Kunst, wie er es in seinen Dichtungen verwirklicht hat. Das war es auch, was ihn in so herzlicher Freundschaft mit Richard Wagner verband.

„Darum liebe ich Wagner so innig,“ äußerte er sich selbst, „weil ich das poetisch empfinde, was er durch die Musik ausdrückt.“

Im „Ring des Nibelungen“ fand er das verwirklichte Ideal seiner Gedanken von Race, Göttern und Göttern entstehen und vergehen und in der großen Kunstform dieses Werkes erschien

ihm, wie Haus von Wolzogen bemerkt, überdies auch die von ihm so hochgeschätzte, weltordnende — logische — Kraft der arischen Race wiederum in ihrem vollen siegreichen Glanze. In der Kunst sah er so noch einmal eine Möglichkeit verwirklicht, die er in der Welt nicht mehr treffen zu können glaubte.

Im Anschluß hieran mögen noch die wesentlichen biographischen Notizen folgen. Joseph Arthur Graf von Gobineau entstammte einem altnormännischen Geschlecht, das im 9. Jahrhundert die Landschaft Braye in der Normandie eroberte, und wurde am 14. Juli 1816 zu Bille d'Horay geboren. In jungen Jahren schon mit deutscher Sprache und Bildung vertraut, fühlte er sich später besonders zu orientalischen Studien hingezogen, denen er zu Paris in ungestörter Ruhe bis zum Jahre 1849 oblag. Die frühzeitige Frucht dieser Periode war das bereits erwähnte „Racenbuch“, in dem auf wissenschaftlicher Grundlage die allmähliche Degeneration des menschlichen Geschlechts nachgewiesen wird. Danach trat Gobineau in die diplomatische Laufbahn ein, die ihn bald nach Wien, der Stätte seiner Lieblingsstudien führte, wo wir ihn bis zum Jahre 1864 als französischen Gesandten in Persien finden, neben seiner amtlichen Thätigkeit mit vielseitigen ethnographischen und kulturhistorischen Studien beschäftigt. 1864 wurde er zum Gesandten in Athen, 1868 zum Gesandten in Rio de Janeiro ernannt. In Athen fand sein dichterisches und künstlerisches Talent reiche Nahrung und Anregung auch fanden hier die in Persien vorbereiteten wissenschaftlichen Werke ihre Ausarbeitung: „Histoire des Perses“ Paris 1869; „Religions et philosophies dans l'Asie centrale“, Paris 1865; „Traité des écritures cunéiformes“ (Reiseführer), Paris 1864. Daneben entstanden Reisewerke und die „Asiatischen Novellen“ (1876), in weld' letzteren er eine Reihe charakteristischer Typen asiatischen Volksthumus gab.* 1870 kehrte Gobineau nach Frankreich zurück, wo er, soweit es die Unruhen des Krieges zuließen, auf seinem Familienschloß Trze der Erholung lebte. Danach noch einige Zeit Gesandter in Stockholm, nahm er 1877 seinen Abschied und lebte seitdem meist in Rom. Im Jahre 1877 erschien sein herrliches Meisterwerk „La Renaissance, Scènes historiques“, von dem gleichfalls Ludw. Schemann eine vorzügliche Uebersetzung ins Deutsche geliefert hat. Ueber das Zeitalter der Renaissance, besonders über Michelangelo, ist wohl niemals Schöneres geschrieben worden, sodaß sich das Werk auch zu Vorlesungen höheren Stils ganz besonders eignen würde. Zugleich ist es ein entschiedener Protest gegen jeden Mißbrauch der Kunst zu niederen Zwecken, denen sie in damaliger Zeit so oft dienen mußte. Erst nach Gobineaus Tode erschien sein großes, nicht ganz vollendetes Heliogenbuch „Amadis“, ein Werk, das sich durch Reichthum der Phantasie und Mannigfaltigkeit der dichterischen Form ausgezeichnet und das gleich dem zuvor genannten das hervorragende Talent des Verfassers zeigt, vergangene Epochen der Weltgeschichte in charakteristischer Weise wieder zu beleben.

Gobineau starb am 17. Oktober 1882 zu Turin, auf der Rückreise von Deutschland nach Rom. Lange Zeit verkannt oder vergessen, sehen wir jetzt seinen Genius als Stern erster Größe am Horizont wieder aufleuchten. Als Franzose geboren, war er seinem Wesen, wie seiner ursprünglichen Abstammung nach germanischer Art, sodaß wir ihn also auch den unjeren nennen können. Hat er doch auch selbst immerhalb der weißen Race die germanische als die bevorzugte bezeichnet in dem Maße, daß er sie geradezu die weltordnende Race nannte und er die Ansicht vertrat, alle modernen abendländischen Völker hätten in dem Maße ihre eigentliche Bestimmung erfüllt, als das germanische Element bei ihnen zur Herrschaft gelangt sei, gewiß ein bemerkenswerthes Bekenntniß im Munde eines Franzosen. Und so ist die Hoffnung nicht ganz unbegründet, daß das Studium seiner Werke in Deutschland, wie in Frankreich dazu beitragen werde, beide Völker einander wieder näher zu bringen.

Allerlei.

Sommertraum.
 Golddurchflammtetherrögen,
 Schwere Reste grüne Bogen,
 Süß verwobne Träumerei'n.
 Sommer, Deine warmen Farben,
 Belle Blumen, goldne Garben
 Leuchten mir in's Herz hinein. . .

*) Uebersetzt und mit biographischer Einleitung versehen von L. Schemann. Neclams Univ.-Bibl. Nr. 3103—4.

rlch.
 etta's
 Ver-
 nicht
 glück
 ober-
 schen.
 erhin
 eine
 das
 en?“
 wird
 das
 ehen,
 tief
 phie,
 eber-
 kürzt,
 allen
 kennt
 ilder
 ie zu
 selbst.
 das
 tiez.“
 er zu
 langz.
 rswio
 „der
 rietta
 reits-
 sam,
 mit
 leben
 und
 inem
 enne
 Blick
 ung-
 noch
 mpfe
 ation
 rauch
 Du
 icken
 allein
 eichte
 f.)
 m.
 schen
 eßfel
 wie
 ung
 eden,
 rams
 rgem
 tigen
 lams
 icken
 uch“



In dem Wald, dem dümmig düstern,
Obst Du's rauschen, lispeln, flüstern,
Essenmärchen — Duft und Schaum . . . ?
Blumenflieder nieder leise,
Läuschen fromm der alten Weise
Von des Waldes Sommertraum . . .

Und der See, der windumfächelt
Lallend plätschert, sonnig lächelt,
Regt das Schilf aus lauem Born . .
Nofeln blühen am Gelände,
Nofengluth, wo ich mich wende,
Und im Herzen tief ein Dorn . .

Ewald Bergen.

Das Jubiläum des Nofelliedes. Man schreibt der „Frankf. Zeitung“ aus Nofelfern: Unbekannt ist das schöne Nofellied:

Im weiten deutschen Lande,
Nieht mancher Strom dahin,
Von allen, die ich kannte,
Niegt einer mir im Sinn,
O Nofelstrand;
O selig Land!

Ihr grünen Berge, o Fluß und Thal,
Ich grüß' euch von Herzen viel tausendmal.

Dieses Lied, das gerade vor fünfzig Jahren entstanden ist, hat eine interessante Vorgeschichte, die zu erzählen wohl verlohnen dürfte. Schon im Herbst 1845 war im Kasino zu Trarbach die Frage nach einem volkstümlichen Nofelliede angeregt und dabei ein Fuder des köstlichsten Nofelweins dem Schöpfer eines solchen Liedes angetragen worden: ein Fuder 1842er Wein, das Beste der im Kasino lagernden Fuder Wolfer, wurde als Preis ausgesetzt, und nun begann ein förmlicher Wettkampf. Allein die Vidaskalia hatte bis zum Juli 1846 27 Nofellieder gebracht. Unter den Preisbewerbern befanden sich Lehrer, Gymnasialisten, Postmeister, Regierungsräthe, Pfarrer, Apotheker, Winger und Weinbändler, aber auch Säger von Ruf. Recht naiv schrieb ein junger Mann aus Hüdswagen bei Einbringung seiner beiden Gedichte: „Nofelthal“ und „Nofellied“, er machte sich zwar keine große Hoffnung, das Fuder zu erhalten, aber er bitte, ihm zur Aufmunterung wenigstens einige Flaschen zu senden. Ein Hauptsteueramtsassistent aus Koblenz war so entzückt von den Schönheiten der Nofel, daß er schon an ihrem „Wasser“ genug hatte; er dichtete:

„Blickt man nur auf ihr Gewässer,
Wird es schon dem Herzen besser!“

Die meisten Säger aber rühmten den Nofelwein und das Nofelland. Der Kreisjustizrath Straß aus Berlin — der Verfasser des Liedes „Schleswig-Holstein meerrumschlungen“ — sang:

„O Nofel, süßer Nofelwein,
Du sollst das Liebste stets mir sein,
Du süßer Nofelwein!“

und Gustav Pfarricus lobte den Nofelwein als Perle in ganz Europa. Auch Wolfgang Müller von Königswinter sandte am 26. Juli 1846 aus Frankfurt ein schönes Nofellied ein, zu welchem Bernhard Schädel in Frankfurt eine Melodie komponirt hat. Im Ganzen waren 171 Preisbewerbungen eingegangen. Die Preisrichter Marschner, Reiffiger und Lachner — erhielten Jeder eine Kiste voll edlen Nofelweins. Das dem Comité zur Prämierung vorgeschlagene Lied war von Julius Otto jun. in Leipzig gedichtet und von seinem Vater Julius Otto sen. komponirt. Diesen beiden Glücklichen wurde das Fuder Wein zuerkannt. Da sich inzwischen der 1846er Wein besser entwickelt hatte als der 1842er, so wurde ein Fuder 1846er Enkircher Batterierberg hergegeben; es war dies derselbe Wein, von dem im Herbst 1847 dem König Friedrich Wilhelm IV. auf seiner Nofelreise an der Landebrücke in Trarbach ein Becher voll kredenz worden ist. Das Fuder Nofelwein war hin, aber das preisgekrönte Lied fand keine Aufnahme unter dem Volke und obgleich das Kasino Trarbach es populär zu machen suchte, war das Nofelvölkchen mit seinem Urtheil über das Lied eher fertig, als das Fuder Preiswein geleert war. Keiner kennt, Keiner singt mehr das Lied, das mit einem so königlichen Preise belohnt worden war. Dagegen hat sich später das unter den Preisbewerbungen eingereichte, von Theodor Kied, Pfarrer in Feldkirchen bei Neuried, unterm 30. Juni 1846 unter dem Motto:

„Und wenn es Euch wie mir ergeht,
So betet, daß der Wein geräth,
Ihr Trinker insgemein“

eingesandte „Nofellied“, das die Eingangs zitierte Strophe enthält, den Ruf des einzigen Nationalliedes, das an der ganzen Nofel von Alt und Jung gesungen wird, verschafft. Georg Schmitt, der Komponist der altbekanntesten Melodie „Dort, wo der alte Rhein mit seinen Wellen“ nahm sich des Kied'schen Liedes an, dessen anmüthiger Text sein besonderes Wohlgefallen erregt hatte. Schmitt besand sich auf einer Nofelreise thalabwärts zu seinen Verwandten nach Nofelfern, und hier gelang es ihm sehr leicht, das Lob seiner herrlichen Heimath zu singen; in Nofelfern schuf er die den schönen Strophen so wunderbar sich anschmiegende lieblich-schmeichelnde und

echt volkstümliche Melodie, die dauernd das „Nofellied“ sein und bleiben wird.

Ein Fall von Doppelbewußtsein. Eine der merkwürdigsten und den Seelenforscher wie den Laien mit am meisten interessirenden Erscheinungen ist die des Doppelbewußtseins. Man versteht darunter bekanntlich das Phänomen, daß ein Mensch in einer gewissen Zeit seines Lebens von dem, was er vorher bei vollem Bewußtsein erlebte, abjektiv keine Erinnerung mehr hat und, während ihm später das Gedächtniß hierfür wiederkommt, er sich wieder auf die Erlebnisse jener Zeit nicht besinnen kann, in der ihm die Erinnerung an das frühere Leben geschwunden war. Einer dieser merkwürdigen Fälle wurde vor kurzer Zeit beobachtet. Ein junger Mann zog sich durch Einathmen von Leuchtgas eine schwere Vergiftung zu. Nachdem die akute Vergiftung beseitigt war, traten bei ihm Verfolgungswahnideen ein und dann folgte ein Zustand von Gedächtnißverlust, der fast alle Erinnerungen aus dem Vorleben umfaßte. Merkwürdigerweise wurde die Liebe zu diesem Erinnerungsverlust nicht betroffen. Die Braut des jungen Mannes erschien ihm als eine lange Bekannte und ihre dauernde Anwesenheit war ihm erwünscht. Im Uebrigen aber mußte er, etwa wie ein in einen modernen Kulturstaat plötzlich verpflanzter Wilder, Alles wieder von vorn zu lernen anfangen. Dies Wiedererlernen ging auch ziemlich gut von Statten. Nach drei Monaten verfiel der Kranke — denn als solcher muß der junge Mann bezeichnet werden — in einen tiefen Schlaf, aus dem er gesund und im Vollbesitz aller seiner alten Erinnerungen wieder erwachte, dafür hatte er aber dann alle Vorgänge während seiner Krankheit total vergessen.

Gelungener Zufall.

Sonntagsjäger: Das thut mir wirklich leid, lieber Mann, daß ich Sie angeschossen habe. Wie heißen Sie denn?
Treiber: Mein Name ist Gase.

Sonntagsjäger (vergnügt): Donnerwetter, dann habe ich ja doch einen getroffen!

Logisch.

„Vater, kann mich der Lehrer bestrafen für Dinge, die ich garnicht gethan habe?“

„Gewiß nicht, mein Junge.““

„Na, dann brauche ich ja meine Aufgabe nicht zu machen.“

Gemüthlich.

Untersoffizier: Gewehr auf, Gewehr ab, Gewehr auf, Gewehr ab, Gewehr auf! Himmelwetter, warum nimmst der Keel im zweiten Gliede das Gewehr nicht hoch?

Soldat: Hi, hi, hi, Sie denken wohl, ich bin so dumm. Ich weiß ja doch, es kommt jetzt wieder: Gewehr ab!“

Falsch verstanden.

Baulchen: Haben denn die alten Römer auch schon die Influenza gehabt?

Mutter: Weshalb, mein Kind?

Baulchen: Der Lehrer hat uns halt immer was von a Grippa erzählt.

Vom Büchertisch.

An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Broschüren veröffentlicht. Besprechungen nach Auswahl vorbehalten.

— Stangen's illustrierte Reise- und Verkehrs-Zeitung eröffnet das dritte Quartal dieses Jahres mit einer besonders glänzend ausgestatteten Nummer. Eine ausführlichere Besprechung der deutschen Kolonial-Ausstellung in der Berliner Gewerbe-Ausstellung von Richard Schott, mit Originalzeichnungen von Max Tiffe, leitet das Heft ein, das unter Anderem auch die Fortsetzung des Artikels „Quer durch die Sierra Madre Oriental“ von C. Fink bringt. Im Feuilleton erzählt Carl Stangen in passender Weise ein interessantes Erlebnis von einer seiner Reisen durch Syrien: „Ein vereiteltes Ueberfall.“

— Erregte schon die im vorigen Jahre von dem bekannten Verlage von Carl Flemming in Glogau herausgegebene Karte der Schweiz berechtigtes Aufsehen in der gebildeten Welt, so dürfte die in demselben Verlagsinstitute soeben erschienene Generalkarte der Ostalpenländer mit gleicher Genugthuung in allen Kreisen begrüßt werden. Die weiten, ausgedehnten, zwischen dem Bodensee und Wien, der Donau und dem Adriatischen Meere liegenden Gebirgslandschaften mit ihren Thälern, Hochflächen und Bergen, denen alljährlich Tausende von Vergnügungssuchenden und Erholungsbedürftigen zueilen, erfahren auf der 73x93 cm großen sechsfarbig ausgestatteten Karte eine prächtige, naturgetreue und wirksame Darstellung. — Außer der reichen Fülle an Objekten und Namen, welche dem Tableau fast den Charakter eines Spezialblattes verleiht, gewährt die Karte ein imponantes, klares und überblickliches Gesamtbild des Ostalpengebietes, das sie für jeden Touristen, Sommerfrischler und Naturfreund unentbehrlich macht. Der Preis der Generalkarte der Ostalpenländer beträgt 2 Mark; die Verlagsbandlung liefert beide oben erwähnte Karten in einem gemeinsamen Umschlag vereinigt für 3 Mark.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Walther Gebensleben. Notationsdruck und Verlag von Otto T hiele, Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.